

Flasche leer? Flasche her!

|| Die schöne neue Bundeswelt als Dauerkrise

Kim Strübind

„Ich komme zu früh“, sagte er dann, „ich bin noch nicht an der Zeit. Dies ungeheure Ereignis ist noch unterwegs und wandert – es ist noch nicht bis zu den Ohren der Menschen gedrunen.“

Friedrich Nietzsche, Die fröhliche Wissenschaft

Sprachstörungen

Nicht vielen Italienern ist es vergönnt, mit ihren Aussprüchen Eingang in die deutsche Alltagssprache gefunden zu haben. Giovanni Trapattoni, ehemals etwas glückloser Trainer zweier Bundesligamannschaften, ist es gleichwohl gelungen, als er vor einigen Jahren nach einem wieder einmal recht elenden Gekicke des FC Bayern vor den eingeschalteten Fernsehkameras im Rahmen einer Presseerklärung eine Philippika gegen seine Münchner Balltreter vom Stapel ließ. In unnachahmlicher Weise, gewürzt mit jener Prise Temperament, die Deutsche bei Italienern als latent voraussetzen, charakterisierte er die eigene Mannschaft mit den Worten: „Die waren schwach wie eine Flasche leer“ und beschloss seine ebenso amüsante wie ansonsten überaus unverständliche Beschimpfung mit dem berühmt gewordenen Ausspruch, der zugleich ein Fazit seiner Tätigkeit war: „Ich habe fertig!“¹ Mehr als das eben Gesagte, so der offensichtliche Sinn seiner Worte, habe er derzeit der Öffentlichkeit nicht mitzuteilen. „Ist klar diese Wörter, ist möglich verstehen, was ich hab’ gesagt? Danke“ (ebd.). – Vielen Dank, Giovanni!

Wer fertig „hat“, der ist es meist auch und gibt damit unmissverständlich zum Ausdruck, dass er weiter nichts zu sagen hat. So scheint es derzeit auch dem „Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden“ zu gehen. Auch er „hat“ in gewisser Weise fertig. Nach mehr als drei Jahren scheint die Reform unserer Freikirche – mehr am Haupt als an den Gliedern – abgeschlossen zu sein. Zumindest geht dem mit großem Elan begonnenen Neuanfang langsam aber hörbar die Luft aus, wobei sich der Bund in einen Zustand der Atrophie manövriert hat. Im Bereich der Medizin ist damit der „Ge-

¹ Der vollständige Text der Presseerklärung, die auch als MP3-Datei zur Verfügung steht, steht im Internet zum Download bereit:

<http://www.transferspion.de/rundumsspiel/giovanni.htm>.

webeschwund“ und in der Physik das Ende aller energetischen Zustände markiert. Beides scheint irgendwie passend. Die spirituellen und kybernetischen Batterien unserer Kirche scheinen nach dem Schwund aller Leben signalisierenden Organe leer zu sein. Gewiss leben Totgesagte immer länger als der Nekrolog über sie. Aber was ist das für ein Leben – auf Abruf?

Die groß angekündigten Reformen der letzten Jahre haben sich eher als aufwändig inszeniertes „Reförmchen“ mit kaum spürbarer Effizienz nach außen herausgestellt. Die alten Mechanismen und Beißhemmungen sind längst im neuen Bundesgewand auferstanden, nur dass nichts wirklich besser geworden zu sein scheint. Wie viel tatsächlich schlechter geworden ist, zeigt der Substanz- und Vertrauensverlust, den die leitenden Personen zwar immer noch beharrlich ignorieren, der aber landauf landab spürbar ist, wenn man das mehr und mehr zum Unwort mutierende Wort „Bund“ auch nur in den Mund nimmt. *Die Sprachlosigkeit, in die unsere Bundesgeschäftsführung verfallen ist, macht einem Trappistenkloster alle Ehre.* Rührt sich dennoch einmal ein Laut, eine Verlautbarung gar, verbreitet sie das Odium gähnender Langeweile. Eine Kirche, die außer Langeweile nichts zu verbreiten hat, sollte tatsächlich lieber eine Weile schweigen, bis ihr wieder irgend etwas Sinnvolles einfällt.

Zur Erklärung dieses Phänomens mag der Hinweis hilfreich sein, dass es zwischen unseren Gemeinden und den übergeordneten institutionellen Leitungsorganen eine anhaltende und historisch bedingte Sprachstörung gibt, die auf inhaltliche Ungereimtheiten des kirchlichen Systems schließen lässt. In Gemeinden unserer Tradition gibt es von ihren Anfängen an ein latentes Unbehagen gegenüber kirchlichen Institutionen, das zu den Eigenarten einer kongregationalistischen Freikirche gehört. Es handelt sich dabei um einen antiklerikalen und kirchenkritischen Reflex, der dem verbreiteten Vorbehalt stets neue Nahrung gibt, dass „die da oben“ (derzeit: Bundesgeschäftsführung, Präsidium) an „uns da unten“ (Gemeinden) vorbeidenken und -handeln. Entladen sich solche Sprachstörung eruptiv, spricht man von einer „Bundeskrise“. Sprachstörungen, die auf weit tiefer liegende Missverständnisse verweisen, können sich aber auch als eine nicht weniger gefährliche „Implosion“ zeigen. Von einer solchen ist hier zu reden.

Selten hat sich in der mehr als 160-jährigen Geschichte unserer Freikirche ein stärkeres Gefühl der Entfremdung zwischen dem Bund und den Gemeinden breit gemacht, als es derzeit zu beobachten ist. Über die Gründe darf nachgedacht und wohl auch ein bisschen spekuliert werden. Als gesichert kann gelten, dass die hinsichtlich ihrer persönlichen Ausstrahlung ohnehin etwas blassgrauen Repräsentanten des Bundes den Gemeinden immer noch weitgehend unbekannt sind.² Das liegt auch an deren anhaltend immobiler Arbeitsweise und einer verbreiteten Reiseunlust dieser Spezies, die ihre Arbeitszeit lieber in geschlossenen Sitzungen in der Pro-

² Eine wohlthuende Ausnahme bildet dabei das Gemeindejugendwerk, das mit der nachfolgenden Kritik nicht gemeint ist.

vinz verbringt. Möglichkeiten zu einer echten Kommunikation bestehen daher kaum noch.

Öffentliche Repräsentanz zeigt etwa die Generalsekretärin bestenfalls noch auf den von ihr so geschätzten Auslandsreisen, vermutlich weil das Eigenleben internationaler Tagungen und Kongresse schmerzfrei verläuft und einen milden Glanz auf die Teilnehmenden wirft, der in den Mühlen und Konflikten des innerkirchlichen Betriebs erst hart erarbeitet werden muss. In dem heterogenen Gebilde einer Freikirche braucht man Gemeindefahrung und ein theologisches Standing, das sich nicht in einem Bibel Fernkurs erwerben lässt. Was macht sie eigentlich? Keiner weiß es. Irgendwann will es vielleicht auch keiner mehr wissen. Gewiss ist sie fleißig, das steht außer Frage. Aber was *will* sie, und wohin sollen wir ihr folgen? Diese Frau gibt Rätsel auf, von denen man den Eindruck hat, dass sie die Lösung selbst nicht weiß.

Derzeit sucht die Chefin an der exekutiven Sturmspitze des deutschen Baptismus nach Entlastung für einen neu zu schaffenden Dienstbereich, der bezeichnenderweise den Arbeitstitel „OMA“ trägt (für „Ordinierte Mitarbeiter“), um noch mehr Auslandsreisen tätigen zu können, auf denen wir dann alle auch irgendwie glanzvoll vertreten sind. Freilich dürfte dies nicht nur den fast wieder auf die alte Größe angewachsenen Stellenplan des Bundes weiter in den roten Bereich verschieben, sondern würde auch die Präsenz der Generalsekretärin in ihrer eigenen Kirche weiter verringern, bis sie vermutlich irgendwann in die Weiten des Baptistischen Weltbundes diffundiert sein wird. Dafür wurde dieses Amt allerdings nicht geschaffen.

Vergeudete Ressourcen

Gewiss, die ganze Bundesgeschäftsführung schuftet sich nebenbei in einem Kirchenapparat tot, den sich die Sozialtechniker, die derzeit am Ruder sind, selbst geschaffen haben. Nun werden sie allerdings die Geister nicht mehr los, die sie riefen und verheddern sich in einem bürokratisierten Monster, das an Franz Kafkas Romane erinnert. Die Bundesreform hat damit zumindest für Vollbeschäftigung gesorgt: Die Bürokratie beschäftigt sich mit ihrem Lieblingskind – mit sich selbst. *Momentan findet wohl eine Art kybernetische Selbstbefriedigung statt.* Denn unser kirchliches System reproduziert nicht nur sich selbst, es konsumiert sich zwischenzeitlich auch selber, weil die Arbeitsergebnisse immer neue Arbeit schaffen, die auch in Zukunft alle Kräfte binden wird. In der Systemtheorie und der Organisationslehre kennt man solche Phänomene ineffizienten Selbstkonsums von sozialen Systemen, wobei kirchliche Einrichtungen besonders gerne als Negativbeispiele angeführt werden. Diese Form der Selbstreferenz hat sich im gut verschanzten Elstal längst ein Paralleluniversum geschaffen, das die schöne neue Bundeswelt als ewige „virgo intacta“ präsentiert. Wer's glaubt, wird allerdings nicht selig, sondern verärgert.

Besonders krass fällt die Bilanz der Dienstbereiche „Mission“ und „Gemeindeentwicklung“ aus. Hier kreißeln Berge, die – wenn überhaupt – Mäuse gebären, wobei man, um im Bild zu bleiben, für beide Dienstbereiche wohl eher von einer Scheinschwangerschaft sprechen sollte. Während der Dienstbereich „Mission“ meiner Meinung nach völlig in der Versenkung verschwunden ist und dessen Aufgaben mittlerweile von einer weiteren missionarischen Selbsthilfegruppe namens „Gemeinschaft für Evangelisation“ Unterstützung erfährt, hat der Dienstbereich „Gemeindeentwicklung“ zwar keine Gemeinden, dafür aber vor allem sich selbst entwickelt. Was dabei als neueste Idee verkauft wird – etwa ein Beratungsnetzwerk für Gemeinden oder Bildungsangebote für Ehrenamtliche in Elstal – ist in Wahrheit so originell nicht und teilweise von durchaus zweifelhaftem Wert. Dass der schon einmal weitgehend beerdigte Ladenhüter „Seminar für Gemeindearbeit“ nun wieder in Hochglanzprospekten mit Fortbildungsangeboten aufwartet, die es in Gemeinden und in den Landesverbänden längst gibt, ist jedenfalls kein allzu erhebender Gedanke, der eine dreijährige Bedenkzeit rechtfertigen könnte. Nun wird erneut eine völlig überflüssige Konkurrenz innerhalb der Bundesgemeinschaft perpetuiert. Was soll man andererseits mit einem Bildungszentrum anfangen, dessen Existenz fragwürdig und dessen Leerstand teuer ist?

Gerne tun die Verantwortlichen dabei so, als hätten sie den Bund nach der Krise ganz neu erfinden müssen, während sie in Wirklichkeit vor allem sich selbst und ihre Rolle „erfunden“ und sich geschickt ins Zentrum des Systems implantiert haben. Die Ursache liegt darin, dass an der Spitze unserer Kirche nicht konsequent aufgabenorientiert, sondern eher personenorientiert gearbeitet wird. Aufgaben werden in einem solchen System primär an den Interessen und Begabungen der angestellten Mitarbeiter ausgerichtet. Sinnvoller wäre das umgekehrte Verfahren, sich für klar definierte Aufgaben die dafür begabten Mitarbeiter zu suchen. „Gemeindeentwicklung“ droht so zur Selbstentwicklung, und „Mission“ nur noch zur Stärkung des eigenen Sendungsbewusstseins zu führen. Gewiss war es schwierig, nach der Krise des Bundes vor drei Jahren etwas Neues zu schaffen. Andererseits war es für die neue Mannschaft auch einfacher, weil der neuen Leitung von fast allen Seiten ein großer Vertrauensvorschuss entgegengebracht wurde, den man weitaus besser hätte nutzen können.

Auch der als Entschuldigung verstandene Hinweis, dass man aufgrund gekürzter Stellenpläne mit weniger Personal habe auskommen müssen, ist nur die halbe Wahrheit, wie nicht nur der wieder recht unsaniert wirkende Stellenplan des Bundes belegt. Denn das in der Zukunftskommission unseres Gemeindebundes entwickelte Leitungsmodell sah vor, dass die Bundesgeschäftsführung gezielt Arbeitskreise mit kompetenten Fachleuten um sich herum einsetzen sollte, die der Geschäftsführung beratend zur Seite gestanden und damit nicht unerheblich für eine Entlastung der Geschäftsführung gesorgt hätten. Nichts dergleichen geschah, außer der Einberufung einer Kommission zur Überarbeitung der Kirchenverfassung,

die allerdings nur die Arbeitsstrukturen entwickeln konnte. Die Aufgabe des kirchlichen Managements wären vor allem die Zielvorgaben sowie das Monitoring der operativen Umsetzung von gesetzten Zielen gewesen. Die Bundesgeschäftsführung müsste aus mehr Managern und aus weniger Sachbearbeitern bestehen! Fazit: *Wir haben zwar keine schlechten, aber die falschen Leute für die richtigen Aufgaben.* Und das Präsidium? Es lässt die Karawane weiter durch die Bundeswüste ziehen und hält ihre Kamele fälschlicherweise für Zugpferde. Solange man durch Wüsten wandert, sind Kamele gewiss nützlicher als Pferde. Nur: Warum wandern wir nach drei Jahren immer noch durch eine Wüste? Diese Frage stellte sich bekanntlich schon lange vor uns das Gottesvolk Israel.

Wie lange wollen wir uns eine unbewegliche Kirchenleitung leisten, die sich als eine therapeutische Selbsthilfegruppe versteht und sich nun schon drei Jahre lang „coachen“ und zu Tode „supervisionieren“ lässt? Wann haben die endlich ihre Aufgaben begriffen, und wer braucht eine solche „ecclesia incurvata“? Warum sollen die Gemeinden weiterhin Geld für die völlig überdimensionierte Immobilie in Elstal spenden, den strategischen Jahrhundertfehler des deutschen Baptismus? Niemand macht einem das plausibel. Karl Barths Stöhnen vor mehr als einem halben Jahrhundert, als er mit bayerischen Pfarrern über die Zukunft der Kirche nachdachte, drängt sich auf: „Aber bitte, doch nicht *ewig* diese Kirche, die schon auf Erden die Menschen so entsetzlich langweilt.“ Oder hat Samuel Beckett recht: „Unsere Zeit ist so aufregend, dass man die Menschen eigentlich nur noch mit Langeweile schockieren kann“?

Die Realität des Bundes wird von den Verantwortlichen beharrlich ignoriert oder hinter verschlossenen Türen wahrgenommen. Schnell haben sie von ihren Vorgängern gelernt, dass zu viel Öffentlichkeit, die sie anfänglich noch gewagt hatten, gefährlich sein kann. Die Kommunikation mit den Gemeinden findet vorsichtshalber auch nur noch über „Bundesbriefe“ statt, die wenig Neues beinhalten, wichtige Fragen und Anliegen aber verschweigen. Theologisch fundierte Stellungnahmen zu wichtigen Fragen, denen sich das Präsidium anfänglich verpflichtet wusste, konnten sich in den Gehirnen unserer „Vordenker“ noch nicht zu längeren Sätzen verdichten. Das Präsidium kommt gar nicht dazu, weil es – im Widerspruch zur neuen Leitungsstruktur – längst in die kirchenleitenden Aufgaben der alten „Bundesleitung“ eingebunden ist. Sie musste diesen Schritt freilich tun, weil die Bundesgeschäftsführung ihren diesbezüglichen Aufgaben alleine nicht gewachsen ist.

Auch sonst erfährt man nicht mehr viel. Dass der traditionsreiche und bundeseigene Oncken-Verlag abgestoßen werden soll, musste sich erst über andere Kanäle herumschweigen, ebenso, dass der Rektor des Bildungszentrums und Direktor des Theologischen Seminars nach dem Desaster der fehlgeschlagenen Anerkennung des Theologischen Seminars als Fachhochschule seinen Dienst quittierte, dem nach seinem Coming-out pflichtschuldigst ein paar nicht wirklich ernst gemeinte Nettigkeiten und Prädikate wie „unverzichtbar“ hinterhergeworfen wurden. Da wird eine dreijährige „Kampagne

missionarisch leben“ ausgerufen, und gleichzeitig verliert der offizielle Bundesbrief kein einziges Wort über „ProChrist 2006“, die größte missionarische Aktion des Jahres, an der mehr als die Hälfte unserer Gemeinde teilgenommen haben (und obwohl der Vorsitzende von ProChrist selber Präsidiumsmitglied ist!). Wer soll denn diese Mannschaft ernst nehmen, die nicht einmal ihre eigenen Ziele ernst nimmt? Die „Kampagne missionarisch leben“ wird auf dem bevorstehenden Bundesrat in Krelingen folgerichtig beerdigt – im engsten Kreis der Hinterbliebenen, wie es sich gehört. Denn „missionarisch“ ist diese Kirche nicht wirklich. Sie hat keine Botschaft und, schlimmer noch, drei Jahre nach der immer noch nicht bereinigten Bundeskrise und der noch ausstehenden Rehabilitation eines aufs Widerlichste gemeuchelten Bundesdirektors auch keine spirituelle Vollmacht.

Elstaler Dilettantenstadl

Eine Freikirche lässt sich außerdem nicht über elektronisch versandte Newsletter leiten, sie besteht vor allem aus Menschen und persönlichen Kontakten – oder sie besteht überhaupt nicht. Letzteres ist wohl die traurige Realität, mit der wir uns langsam anfreunden müssen. Ernsthafte Ziele scheint man, abgesehen von Zahlungszielen, auch nicht mehr zu haben. Zumindest sind sie nicht erkennbar. An einem glaubwürdigen Profil fehlt es dieser Mannschaft am allermeisten. Die anfänglich mit großem „Bohei“ angetretenen Krisenmanager und Sanierer haben ihre mutigen Reformansätze längst eingestellt und verwalten nur noch, statt zu führen. Und so scheint auch das Präsidium nur noch von einer Maßnahme zur nächsten zu stolpern, ein Symptom, das von der Schröder-Regierung hinlänglich bekannt ist. Den daraus resultierenden Entscheidungen fehlt dann aber die notwendige Solidität.

Dies zeigt auch die reichlich chaotische Handhabung der Krise, die rund um die vorläufig fehlgeschlagene Akkreditierung des „Theologischen Seminars“ als Fachhochschule zu beobachten war. Weil man den Rat von Bildungsfachleuten entweder für entbehrlich hielt oder ihn gar nicht erst einholte, wurden Entscheidungen getroffen, die sich zunehmend als undurchdacht herausstellten. Die Blamage durch das vernichtende Gutachten des Wissenschaftsrats hinsichtlich der Qualität des Theologischen Seminars wäre vermeidbar gewesen, hätten sich die Verantwortlichen des Seminars nicht in arroganter Kaltschnäuzigkeit als weitgehend beratungsresistent erwiesen, und hätte sich das in bildungspolitischen Fragen unerfahrene Präsidium etwas mehr Zeit genommen.

So aber platzte im August des vergangenen Jahres eben jene Bombe des Wissenschaftsrates in Form eines Gutachtens über die theologische Ausbildungsstätte der Baptisten in Elstal. Der unmissverständlich ablehnende Bescheid stellt auch für den Wissenschaftsrat ein Novum dar, weil ein solches Votum derartig ungewöhnlich ist, dass für das weitere Prozedere noch gar kein Verfahren genannt werden konnte. Normalerweise erteilt

der Wissenschaftsrat in problematischen Fällen eine Genehmigung unter Auflagen, für deren Erfüllung ein zeitlicher Rahmen vorgegeben wird. Eine regelrechte Ablehnung ist dagegen ausgesprochen selten und stellt für die betroffene Bildungseinrichtung geradezu ein Desaster dar.

Wenige Wochen vor dem offensichtlich negativ verlaufenden Prüfungsbesuch des Wissenschaftsrates war dem Theologischen Seminar der Evangelisch-methodistischen Kirche in Reutlingen die begehrte Anerkennung (mit Auflagen) gewährt worden. Warum hat man sich nicht an diesen Vorgaben orientiert? So kam, was kommen musste, und das Elstaler Dilettantenstadl gab das Stück: „Viel Lärm um nichts“.

Die wichtigsten Defizite des „Theologischen Seminars“ werden in dem genannten Gutachten³ dabei wie folgt zusammengefasst:

1. „Es bestehen Strukturprobleme im konsekutiven Studienangebot, welches noch nicht den Anforderungen der KMK [i. e. Kultusministerkonferenz] entspricht.
2. Das Studium lässt eine ausdrückliche Förderung der intellektuellen Selbständigkeit der Studierenden vermissen; es fehlen Elemente des kritischen Umgangs mit der eigenen Tradition, der für eine wissenschaftliche Ausbildung konstitutiv ist.
3. Forschungsleistungen sowie die dazu notwendigen finanziellen Ressourcen sind kaum erkennbar. Durch diesen weitgehenden Verzicht auf Forschungsaktivitäten, die auch von einer Fachhochschule zu erwarten sind, fehlen wesentliche Merkmale einer wissenschaftlichen Theologenausbildung.
4. Es wurden einzelne Dozenten berufen, die entweder in dem zu besetzenden Fachgebiet nicht einschlägig oder auch gar nicht durch eigene Forschungsarbeiten qualifiziert waren.
5. Die Berufungsverfahren sind nicht hinreichend transparent und nicht wissenschaftsadäquat.
6. Die starke innerkirchliche Bezogenheit des ThS Elstal und der entsprechend große Einfluss des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland (BEFG) schlagen sich neben den bisherigen Berufungsverfahren auch in der starken Inanspruchnahme der Dozenten für kirchliche, d. h. nicht-hochschulische Aufgaben und in dem Umstand nieder, dass kirchliche Ansprüche die Anforderungen an die wissenschaftliche Qualifikation der Hochschullehrer überwiegen; dies wirkt sich negativ auf das wissenschaftliche Niveau und die Leistungsfähigkeit des ThS Elstal aus.

Der Wissenschaftsrat gelangt somit zu einem negativen Akkreditierungsvotum.“

³ Das vollständige Gutachten vom Juli 2005 kann im Internet heruntergeladen werden, vgl. <http://www.wissenschaftsrat.de/Veroeffentlichungen/veroeffentlich.htm> bzw. <http://www.wissenschaftsrat.de/texte/6773-05.pdf>. Ich habe die Spiegelstriche der Absätze durch eine Nummerierung ersetzt.

Und damit hatte nun auch der Wissenschaftsrat „fertig“.

Gerade die Punkte 2 und 3 müssten den Verantwortlichen eigentlich ausgesprochen peinlich sein, weil es sich dabei um die beiden wesentlichen akademische Grundforderungen handelt. Unter der Federführung des offensichtlich überforderten Rektors hatte das Elstaler Kollegium beharrlich alle seit Jahren ergangenen Warnungen und Hinweise von Fachleuten in den Wind geschlagen, die aufgrund eigener akademischer Erfahrungen immer wieder auf die notwendigen strukturellen Änderungen hingewiesen hatten, die leicht erreichbar gewesen wären. Nach der Veröffentlichung des Gutachtens wurden in einer Presseerklärung dann zunächst die üblichen Nebelkerzen gezündet, wobei die Monita des Wissenschaftsrates zu bloßen „Hausaufgaben“ heruntergespielt wurden. „Nachsitzen“ hätte den Sachverhalt weit besser getroffen. Auf der Internetseite des Theologischen Seminars war dann noch die Falschmeldung zu lesen, dass der Wissenschaftsrat das Theologische Seminar als Fachhochschule angeblich „mit Auflagen“ genehmigt hätte, was eine glatte Unwahrheit und eine völlige Verzerrung der tatsächlichen Sachlage darstellte.

Das Theologische Seminar, das immer eine privilegierte Sonderstellung innerhalb des Bundes innehatte, musste nun erstmals in seiner Geschichte die bildungspolitischen Hosen herunterlassen und fand sich dabei auf dem Boden der akademischen Tatsachen wieder. Es nutzte nichts, sich hinter der Begründung zu verschanzen, die akademischen Trauben seien viel zu sauer und „unser Seminar“ habe sein eigenes baptistisches Profil gegen den bösen Wolf der akademischen Theologie zu verteidigen. Das waren reine Ablenkungsmanöver, zumal die Vorbehalte des Wissenschaftsrates die baptistischen Sonderfündlein keineswegs in Frage stellten. Jede und jeder kann dies selbst in dem öffentlich zugänglichen Gutachten nachlesen. Bildungspolitisch steht das einst so stolze Seminar in des Kaisers neuen Kleidern da und spielt trotz hervorragender Ausstattung theologisch bestenfalls in der 2. Liga, was immer wieder der mangelnden Kompetenz des Lehrpersonals zugeschrieben wird.⁴

Von einer „akademischen“ Ausbildung kann in Elstal derzeit jedenfalls keine Rede sein, selbst wenn die Akkreditierung im zweiten Anlauf gelingen sollte. Bei der nächsten Evaluierung, die in wenigen Jahren folgen wird, werden die Defizite erneut auf dem Prüfstand stehen. Angesichts der Unlust, Veränderungen zu akzeptieren und gängigen akademischen Ausbildungsstandards durch dringend notwendige Reformen zu entsprechen, ist das letzte Wort in Sachen Anerkennung noch lange nicht gesprochen. Es darf noch auf einige Zeit mitgezittert werden.

Elstal bleibt damit für die theologische Ausbildung zum pastoralen Dienst bestenfalls zweite Wahl. Dessen sollten sich die Theologiestudierenden bewusst sein und für ihre Ausbildung lieber das Fach „Evangelische Theolo-

⁴ Vgl. ebd.

gie“ an einer der vielen staatlichen Fakultäten wählen, in denen Theologie von anerkannten Hochschullehrern und -lehrerinnen vermittelt wird, die im Unterschied zu den Elstaler Dozenten in ihren Fächern auch eigenständig forschend tätig sind.

Peinlich auch, dass sich die seitens der Dozenten zunächst mit großem Nachdruck betriebene Umbenennung von „Dozenten“ in „Professoren“, im Nachhinein als höchst problematisch herausstellte. Für die Führung des Titels „Fachhochschulprofessor“ gab es in Brandenburg nämlich bisher noch gar keine Rechtsgrundlage. Das unerlaubte Führen eines akademischen Titels ist aber ein Straftatbestand.

Trotz all dieser hinreichend bekannten Malaisen ist auch ein vollständiger Roll-back nicht mehr denkbar. Denn eine erneute Anbindung an die Universität von Wales, die Bildungsabschlüsse international meistbietend verkauft, um damit den eigenen Studienbetrieb zu finanzieren, dürfte kaum möglich sein. Gilt das Gebaren dieser Universität bei der „Kultusministerkonferenz“ doch als völlig inakzeptabel, wobei deren Bachelor- und Master-Abschlüsse in Deutschland keinerlei Chancen auf allgemeine Anerkennung eingeräumt werden. Mit dem Motto: „Immer so tun, als sei man der Größte, auch wenn es nicht stimmt“, hat der Meister der Selbstdarstellung, Hans-Hermann Weyer, für den Verkauf repräsentativ klingender Titel gewonnen. Offensichtlich grassiert dieses Virus auch unter uns.

Schuld an der Misere hat vor allem die – wenn überhaupt – nachlässig betriebene wissenschaftliche Arbeit und der fachfremde Unterricht einiger Dozenten, von denen manche in ihrem Fach bisher keinen einzigen Aufsatz – geschweige denn ein Buch oder eine Dissertation – veröffentlicht haben. Dozent an einer wissenschaftlich anerkannten Einrichtung wird man aber hierzulande nicht durch Handauflegung, sondern durch nachweisbare Qualifikationen.

Hinzu kommt, dass das Lehrangebot mit 4–10 Semesterwochenstunden pro Dozent/in in Elstal (Stand: Sommersemester 2006) bildungspolitisch völlig inakzeptabel ist, worauf bereits das Gutachten des Wissenschaftsrates hingewiesen hatte. Für eine Fachhochschulprofessur werden mindestens 18 Semesterwochenstunden an Lehrdeputat durch die brandenburgische „Lehrverpflichtungsverordnung“ (LVV vom 6.9.2002) gefordert, was das Kollegium mindestens zu einer Verdoppelung seiner Lehranstrengungen verpflichtet. Dabei ergibt sich ein weiteres Problem, weil angesichts der geringen Zahl der Studierenden (derzeit 67)⁵ und des ausgesprochen reichhaltigen Angebots an Dozenten schwerlich derartig viele Stunden in den Lehrplänen untergebracht werden können. Bei acht Professuren am Theologischen Seminar⁶ könnte die Lösung darin bestehen, langfristig auf Einzel- oder Kleingruppenunterricht überzugehen. Bedenkt man andererseits,

⁵ Vgl. Jahrbuch des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden, Kassel 2005, 19.

⁶ Davon werden zwei Professuren in Teilzeit wahrgenommen. Insgesamt handelt es sich um sieben volle Stellen.

dass an anerkannten Hochschulen manchmal eine Professur auf mehrere Hundert Studierende kommt, wird die Diskrepanz dieser absurden personellen Ausstattung noch deutlicher und das Lamento der Lehrenden um so unverständlicher. *Es gibt in Elstal einfach viel zu viele Lehrer für viel zu wenige Studierende.* Beides kommt uns teuer zu stehen.

Lösungen lägen durchaus parat, wären der notwendige politische Willen und Mut sowie etwas mehr bildungspolitische Kompetenz vorhanden. So könnten mindestens 50 % der Dozentenstellen ohne den geringsten Substanzverlust in Lehrbeauftragungen umgewandelt werden.⁷ Am effektivsten aber wäre es wohl, das Theologische Seminar analog zu den landeskirchlichen Einrichtungen in ein „Predigerseminar“ umzuwandeln und die wissenschaftliche Vorausbildung weitgehend den wesentlich besser qualifizierten theologischen Fakultäten zu überlassen. Ein solches Predigerseminar könnte dann – womöglich teilweise sogar berufsbegleitend während des Vikariats – für den praktisch-theologischen Feinschliff der Auszubildenden sorgen, der für den kirchlichen Dienst gewiss notwendig ist. Hier käme man leicht mit etwa 25 % der derzeit fest angestellten Dozenten aus und würde den erforderlichen Rest des zu vermittelnden Lehrstoffs, wie an den Universitäten auch, durch Lehraufträge wahrnehmen. Für eine solche radikale aber gewiss sehr effiziente Reform fehlt allerdings der politische Wille und wohl auch die Durchsetzungskraft gegen die sich beharrlich gegen Reformen dieser Art sträubenden Lobbyisten.

Flasche leer? – Flasche her!

In der wirklichen Welt, die nicht am Tropf der Bundesmatrix hängt, wird nun immer deutlicher, dass die Bundeskrise längst zum Dauerzustand geworden ist. Sie ist nicht überwunden, sondern hat sich lediglich gewandelt und wurde weiter verinnerlicht. Hässliche Wahrheiten werden schön geredet, die anhaltende Stagnation bzw. Abnahme der Mitgliederzahlen wird zur „Trendwende“ stilisiert, wie auf dem Bundesrat 2005 als Sprachregelung vereinbart wurde. Die Wahrheit ist aber nach wie vor eine andere und zeigt eine regressive Tendenz.⁸ „Die Wahrheit nachbilden mag gut sein, aber die Wahrheit erfinden ist besser, viel besser“ (Giuseppe Verdi).

Zugleich hat die Fluktuation im Bereich der hauptamtlichen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen ein Besorgnis erregendes Ausmaß angenommen: Dass allein auf der Leitungsebene ein Verwaltungsleiter, zwei Rektoren des Bildungszentrums und ein Geschäftsführer innerhalb von drei Jahren das Handtuch geworfen haben, andere in Verantwortung stehende Mitarbeiter zumindest mit diesem Schritt liebäugeln, ist als Symptom einer „implo-

⁷ Vgl. dazu meine damals der Bundesleitung unterbreiteten Vorschläge, die in ZThG 6 (2001), 204–217 nachzulesen sind; ferner: A. Porak, Das Prinzip Verantwortung und die Pastorenausbildung im BEFG, in: ZThG 8 (2003), 151–167.

⁸ Vgl. Jahrbuch 2005, 102.

siven“ Bundeskrise nicht unbedenklich. Die Zeiten, als man Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Anschluss an die „explosive“ Bundeskrise gehen ließ, wobei aufgrund des Umzugs der Bundesgeschäftsführung nach Elstal schließlich auch der ganze Mittelbau mit seinen beachtlichen Verwaltungserfahrungen wegbrach, sind vorbei. Mittlerweile versucht man wieder, alle zu halten, weil durch die „Bundesflucht“ dem Bund neben dem Kompetenz- auch ein beachtlicher Imageverlust droht.

So haben wir es mit einer Situation zu tun, die der italienische Trainer Giovanni Trapattoni „Flasche leer“ nannte. Eine – ganz und gar – leere Flasche kann, inhaltlos geworden, schließlich in ihr eigenes Vakuum zusammenfallen. Das eben ist die Bundeskrise *nach* der Bundeskrise, in der wir uns derzeit befinden. Drei Jahre an verpassten Chancen und ein implodierender Bund, aber wir machen so weiter wie immer. „Ruhige Hand“ nannte der Bundeskanzler a. D. ein solches Verfahren. Seine viel zu ruhige Hand hat ihn schließlich den Job gekostet.

„Flasche leer“? Dann doch wohl auch: Flasche her! Personell geht das bundespolitische Flaschensammeln munter weiter. Es gibt nicht nur Fässer, sondern auch Flaschen ohne Böden. *Der Bund hat, was seine Spitzenfunktionäre betrifft, derzeit bestenfalls die zweite Sturmreihe auf dem Eis*, von denen einige konditionsschwache Kandidatinnen und Kandidaten dringend auf die Ruhebank müssten, könnte man es sich nur leisten.

„Flasche her“ – das ist aber auch ein Appell an die womöglich einzige Weise, diesen Bund in gebotener Solidarität zu ertragen. Getreu dem Motto: „Dummheit frisst – Intelligenz säuft“, trinken wir uns also gemeinsam mit den Verantwortlichen diesen Bund einfach schön. Anfangs hatten wir den Eindruck, dass neue Besen auch gut kehrten. Richtig gekehrt wird aber schon seit längerer Zeit nicht mehr, es sei denn die Wahrheit unter die Teppiche. Deshalb werden auch künftig einige leere oder halbleere Flaschen im Bundesregal stehen, die dringend ersetzt werden müssten. Das aber traut sich derzeit niemand. Dann also lieber: Her mit der Flasche!